

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 38.

1844.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergeräthen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Dona Mariana.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Als wir in den runden Hof des Palastes Karls V. traten, stürzte uns ein Mann entgegen und rief im Tone kecker Vertraulichkeit aus: „Ave Maria purissima! Sie sind es, Dona Mariana! Was thun Sie hier?“

Sie blieb stehen; ein Blick der Verachtung und des Unwillens glänzte in ihren Augen, aber sie faßte sich bald und sagte mit ruhiger Festigkeit: „Sie wissen, Don Patrizio, daß Granada mein Gefängniß ist und daß ich von Leuten belästigt werde, die mir unangenehm sind; ich gehe deshalb in die Alhambra, um ungestörter zu sein.“

Nach diesen Worten verbeugte sie sich vor ihm und ging weiter. Ich folgte ihr besorgt und erzürnt gegen diesen Mann, in welchem ich sogleich einen Feind, einen Nebenbuhler vermuthete. Dona Mariana ließ sich durch mich bis an das Thor der Alhambra begleiten und ehe sie sich entfernte, sagte sie: „Sie sehen, wie ich von Spionen umringt bin; ich beschwöre Sie, gefährden Sie sich nicht noch mehr dadurch, daß Sie mich anreden, wenn Sie mich hier sehen. Ich ängstige mich um Thretwegen, da uns dieser Mann gesehen hat.“

„Ich würde mit Vergnügen noch ein Mal mit ihm zusammentreffen, aber allein mit ihm!“ entgegnete ich unwillig.

„D, wie meinen Sie das?“ antwortete sie erschrocken; „ich wünsche nichts mehr, als daß er Sie vergesse.“

„Und was könnte ich von ihm fürchten?“

„Alles, wenn er Ihnen schaden will; ob er gleich kein bestimmtes Amt bekleidet, so ist er doch allmächtig, denn er ist der vertraute Freund eines Mannes, vor welchem Alle zittern, vor dem Alcalde des Criminalgerichts.“

Ich versprach der Dona Mariana die größte Mäßigung und Vorsicht, wenn ich jenen Mann noch ein Mal auf meinem Wege finden sollte, und wir trennten uns. Ich machte mir kein Gewissen daraus, ihr von weitem zu folgen, denn ich wünschte sehr, endlich ihre Wohnung zu ermitteln. Ohne es zu ahnen, war ich zwanzig Male an ihrem Hause vorübergegangen, das kaum hundert Schritte von dem Gasthause steht, in welchem ich wohne.“ —

Fernando erhielt keine Antwort auf diesen Brief und erfuhr nur auf indirectem Wege, daß sein Freund, der Graf von Play, Madrid habe verlassen müssen. Das Schweigen des Freundes ängstigte ihn zwar einigermaßen, aber er glaubte nicht, daß ihre Briefe erbrochen worden wären, und blieb deshalb unbesorgt in Granada, um der Dona Mariana den gefährlichen Dienst zu leisten, zu welchem er sich erboten hatte.

Eines Tages endlich erhielt er einen Brief von dem Obersten und er machte sich auf den Weg, um denselben an dem bezeichneten Orte für Dona Mariana hinzulegen. Die Dame fand ihn, wie er sich selbst

überzeugte, da er in der Nähe geblieben war. Nachdem sie das Schreiben gelesen hatte, kam sie auf ihn zu und sagte:

„Wie danke ich Ihnen für das, was Sie für mich gethan haben! Aber glauben Sie, daß das Siegel unverletzt war, als Sie den Brief erhielten?“

„Ich glaube das allerdings und warum auch dieser Zweifel?“

„Es kommt mir vor, als hätte der Brief einen scharfen Geruch, gleich dem da,“ erwiderte Dona Mariana, indem sie Fernando ein Briefchen hinhielt.

„Das ist allerdings richtig,“ sagte Fernando verwundert.

„Dieses Briefchen erhielt ich diesen Morgen von Don Patricio,“ fuhr sie fort; „wenn der Brief des Obersten durch seine Hände gegangen wäre!“

„Ist das möglich?“ fragte Fernando.

„In unserer traurigen Zeit ist alles möglich,“ antwortete Dona Mariana; „aber ich irre mich vielleicht.“

„Wie aber ist Gewißheit zu erlangen und was ist zu thun, wenn Sie sich nicht irren?“

„Wir müssen handeln, als habe Don Patricio den Brief wirklich gelesen,“ antwortete die Dame; „morgen verlassen Sie Granada.“

„Nein,“ entgegnete Fernando leidenschaftlich, „was auch geschehen möge, ich bleibe.“

5.

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß Dona Mariana in der Alhambra erschien. Fernando bedauerte dies um so mehr, als die Besorgniß der Dame durch nichts bestätigt wurde. Die Polizei hatte ihn durchaus nicht belästigt und selbst Ignacio de la Lápida hielt sich fern von ihm.

Eines Abends endlich begegnete er Mariana an der gewöhnlichen Stelle und sie sagte sogleich zu ihm: „Ich werde mich nie wieder zufrieden geben können, da ich Sie in so große Gefahr gebracht habe.“

„Und welchen Gefahren setzen Sie sich selbst aus!“ erwiderte Fernando. „Der Oberst beharrt, wie ich sehe, bei seinen unsinnigen Versuchen und Sie sind seine Vermittlerin, seine Mitschuldige.“

„Wie Sie selbst,“ entgegnete Dona Mariana; „Sie nehmen Theil an dieser gefährlichen Unternehmung und wenn wir entdeckt werden, theilen Sie unser Schicksal.“

„Kerker? Galeeren?“

„Vielleicht den Tod,“ antwortete Dona Mariana; „verstehen Sie nun die Vorwürfe, die ich Ihnen schon längst gemacht habe? . . . Ach, ich habe, seit ich den Brief empfing, mehr für Sie als für mich gebetet.“

„Mein Entschluß wird durch das nicht geändert, was Sie mir da sagen. Aber denken Sie an Ihre eigene Sicherheit! Und wie gern möchte ich Ihnen von diesen Plänen und Versuchen abrathen! Lassen Sie die Männer in den politischen Kämpfen sterben, es ist ihr Beruf, aber ein Weib . . .!“

„Sie haben vielleicht Recht,“ entgegnete sie lächelnd, „aber ich opfere weniger als eine Andere, wenn ich meine Ruhe und mein Leben auf das Spiel setze. Uebrigens ist der Plan, der Sie erschreckt, vertagt; der Oberst wird den ganzen Winter in England bleiben.“

Nach dieser kurzen Unterredung trennten sie sich. Fernando de Villaroel würde jetzt sein halbes Leben darum gegeben haben, wenn er aus Dona Marianas Munde selbst die Geschichte ihres Lebens hätte erfahren können, denn er vermuthete, daß sie viel gelitten habe, ehe sie zu diesem Grade von Selbstverläugnung und kaltem Muth gelangt sei.

Das Ende des Herbstes nahete; schon verloren die Bäume ihr frisches Grün, die Blätter fielen ab und nur die düstern Cypressen und die immergrünen Tuias beschatteten noch die Alleen der Alhambra. Der Winter läßt in diesem Clima im Grase die Maßliebchen und die Weilschen blühen; der Himmel bleibt blau und klar und die Nachtigall verläßt den Busch nicht, in welchem ihr Nestchen hing, aber die langen Nächte sind kalt.

Dona Mariana erschien nur noch sehr selten in der Alhambra und Fernando wartete dort viele Stunden vergeblich auf sie. Glücklicher war er dagegen jeden Morgen, denn um diese Zeit sah er sie regelmäßig in der Messe. Seine Besorgnisse waren verschwunden; der Oberst schrieb nicht mehr und Dona Mariana schien auch durch dieses Schweigen nicht beunruhigt zu werden. In Granada war alles ruhig und wenn die Regierung politische Verbrecher entdeckte und bestrafte, so geschah es geräuschlos und ohne gewaltsame Maßregeln. Fernando selbst wurde nicht im mindesten belästigt.

In dem Theile Granadas, welcher an den Alcazar stößt, befindet sich eine enge dunkle Straße, welche den arabischen Namen Almanzora behalten hat. Arme Leute wohnen jetzt in den Häusern, welche sonst den Häuptern des mächtigen Stammes Almanzora angehör-

ten. Eines Abends, zu Ende des Dezembers, kam Fernando in trüber Stimmung von der Alhambra herab. Es war kalt und düster; der Wind wehete rauh in den Ruinen. Als Fernando an der Almanzora-Straße vorüberging, erblickte er Dona Mariana, die allein und schnell ging, bis sie ihn bemerkt hatte.

„Ich habe keinen Brief wieder von dem Obersten erhalten,“ sagte er zu ihr.

„Sie werden auch keinen erhalten; diese Art der Correspondenz war zu gefährlich und ich habe sie aufgegeben.“

„So kann ich Ihnen also keinen Beweis meiner Hingebung geben?“ fragte er mit traurigem Tone.

„Vielleicht bitte ich Sie doch, mir eine Gefälligkeit zu erzeigen,“ antwortete Dona Mariana nach einigem Nachdenken; „aber hier wage ich nicht zu sprechen. . . Wollen Sie mich morgen besuchen? Kommen Sie Abends, ich werde Ihnen dann sagen, was Sie noch für uns thun können.“

Am andern Tage klopfte Fernando leise an jene Thüre, an welcher er so oft sehnsüchtig vorübergegangen war. Eine Magd öffnete ihm und führte ihn in ein Zimmer im Erdgeschosse, das in den Hof sah. Dona Mariana saß da auf einem Sessel mit hoher Lehne und hatte die Füße auf ein Kohlenbecken gestützt, in welchem einige Hände voll Olivenkerne brannten. Eine alte Frau kauerte auf einem Kissen an der andern Seite des Beckens und strickte.

Dona Mariana empfing Fernando mit der gewöhnlichen ernstern und traurigen Anmuth und sagte:

„Sie wunderten sich sehr, mich gestern Abend zu sehen.“

„Allerdings, aber ich fürchtete noch mehr für Sie, da ich Sie allein so spät in einem so öden Stadttheile sah.“

„Es erwartete mich Jemand da, den Sie auch kennen, Anton Marti. Er darf sich nicht zeigen, und damit er nicht erkannt werde, bitte ich Sie um eine neue Gefälligkeit. Sie sind nicht verdächtig und können ungehindert überall umhergehen. Gehen Sie bisweilen auf dem Wege nach Santa Fe hin; an der Stelle, wo wir schon einmal beisammen waren, werden Sie den alten Marti treffen und er wird Ihnen einen Brief übergeben, den Sie mir bringen mögen. Wollen Sie dies thun?“

„Ich danke Ihnen für dies neue Zeichen Ihres Vertrauens.“

„Granada scheint Ihnen sehr zu gefallen,“ fuhr sie fort, „da Sie so lange dableiben.“

„Ja, ich wollte nur einige Tage da zubringen und werde mich wohl nicht wieder trennen können.“

„Gleichwohl müssen Sie bisweilen Langeweile da fühlen. Früher würde ich Sie in einigen Familien haben einführen können; jetzt aber sehe ich Niemanden bei mir und gehe zu Niemanden.“

„Manchen Personen scheinen Sie aber doch Ihr Haus nicht ganz verschließen zu können,“ entgegnete Fernando.

„Sie meinen den Don Patricio de Lanuza?“ antwortete sie mit kaltem Lächeln; „dieser Mann maßt sich allerdings das Recht an, bisweilen hierher zu kommen und gegen meinen Willen da zu bleiben.“

„Gegen Ihren Willen? Wie kann er das?“

„Wie sollte ich seinen Besuch verhindern? Er kommt stets mit einem Gerichtsdiener, der im Namen des Königs Einlaß begehrt.“

„Unter welchem Vorwande?“

„Unter dem Vorwande einer Haussuchung, welche die Polizei angeordnet habe; Don Patricio leistet mir Gesellschaft, während man das Haus durchsucht, um sich zu überzeugen, ob ich nicht vielleicht Briefe oder Waffen versteckt halte.“

„Und die Briefe des Obersten?“ fragte Fernando erschrocken.

Dona Mariana schüttelte den Kopf und deutete schweigend auf das Kohlenbecken. Nach einiger Zeit setzte sie hinzu:

„Ich bin jetzt lange nicht durch einen Besuch Don Patricios beehrt worden.“

„Ahnen Sie den Grund dieser Nachstellung nicht?“

„Er hat ihn mir allerdings zu erklären gewagt,“ antwortete sie mit dem Ausdruck kalter Verachtung.

Fernando nahm endlich Abschied von der schönen Wittve und verließ das Haus verliebter als er es betreten hatte. Er besuchte sie von dieser Zeit an mehrmals, doch nur, wenn er ihr einen Brief von dem alten Marti zu überbringen hatte. Sie schien ihn immer gern zu sehen, aber die Trauer, die in ihrem ganzen Wesen lag, konnte sie doch nie ganz verbergen.

Ein Mal traf Fernando Dona Mariana nicht in dem Saale, sondern wurde von der alten Frau empfangen, die ihr Gesellschaft leistete und das Haus nie verließ.

„Ich komme zu früh, Ursula?“ begann er. „Dona Mariana ist noch auf der Promenade?“

„Nein, sie ist hier.“

„Hat sie Besuch?“

„Nein, sie ist allein und betet. Sie ist trauriger als gewöhnlich und hat von dem Abwesenden gesprochen.“

„Von dem Abwesenden?“

Dona Ursula deutete auf das Portrait eines jungen schönen Mannes, das an der Wand hing.

„Ich begreife nicht,“ entgegnete Fernando erblickend.

„Er war ihr Gemahl,“ fuhr Ursula fort, „und sie verlor ihn plötzlich; in ihren Armen gab er seinen Geist auf, aber sie wollte nie hören, daß er gestorben sei. Wenn wir von ihm sprechen, nennen wir ihn den Abwesenden. Und Sie sehen, daß hier nichts verändert ist; da liegt sein Hut und sein Stock, da hängen seine Gewehre; es ist, als müsse er jeden Augenblick zurückkommen.“

„Sie liebten einander?“ fragte Fernando mit bewegter Stimme.

„Ja sehr; sie waren zu glücklich. Gott will aber nicht, daß zu viel Glück in der Welt sei,“ antwortete die alte Frau seufzend.

Bald nachher erschien Dona Mariana und Fernando übergab ihr einen Brief.

„Der Oberst ist nach Gibraltar zurückgekommen,“ rief sie aus, nachdem sie gelesen hatte.

„Großer Gott, was will er da?“ fragte Fernando.

„Das werden Sie sehen.“

Mehr sprach sie nicht; sie versank vielmehr tief in Gedanken, wie sehr sich Fernando auch bemühte, ein Gespräch in Gang zu bringen, und er entfernte sich bald.

Es vergingen mehrere Wochen, ohne daß er von dem Obersten wieder hörte, dessen tollkühne Pläne er fürchtete, und er hatte sich ziemlich wieder beruhiget, als eines Tages der Diener im Gasthause zu ihm sagte: „Wenn ich zu meinem Vergnügen in Granada wäre, würde ich es morgen verlassen und meine Eltern anderswo feiern.“

„Warum?“

„Weil die Polizei alle Gasthäuser durchsucht, um die ihr verdächtigen Fremden selbst unterzubringen.“

„Wohl möglich; aber das berührt mich nicht,“ antwortete Fernando ganz gelassen, aber am Abende dieses Tages begab er sich zu Dona Mariana, um sie zu warnen. Sie war noch nicht zurück und Ursula sagte ihm: „Sie werden sie um diese Zeit niemals

treffen; sie geht jetzt alle Tage zu der Mutter Panchitas, ihres Kammermädchens, die im Sterben liegt.“

„Bleibt sie lange aus?“

„Dst kommt sie sehr spät zurück.“

„Dann werde ich am Tage kommen.“

„Nein,“ fiel die Alte ihm lebhaft in das Wort;

„Sie könnten zu ungelegener Zeit kommen. . . Die Polizei ist diese Woche zwei Mal da gewesen. . .“

„Hat sie etwas gefunden?“

„Durchaus nichts.“

Fernando ging, er wußte selbst nicht recht warum, nach der Straße Almanzora zu. Es war neun Uhr und schon herrschte in diesem Stadttheile die tiefste Stille. Bald erblickte er an einem alten Gebäude eine niedliche Mädchengestalt, in der er sogleich Panchita erkannte, die auf Jemanden zu warten schien. Fernando drückte sich an die Wand im tiefsten Schatten. Er brauchte nicht auch lange zu warten, so erschien der Führer aus der Alhambra, Ignacio de la Lapida. Er unterhielt sich eine Zeit lang mit dem Mädchen, dann fragte er, was Dona Mariana in dem Hause mache.

„Sie arbeitet.“

„Sie arbeitet?“

„Ja; es ist ein Geheimniß, aber Dir will ich es sagen. . . Sie stickt goldene und silberne Buchstaben auf ein schönes Taffetstück. Ursula weiß nichts davon.“

„Läßt sie Dich sehen, was sie arbeitet?“

„Ja wohl; warum denn nicht?“

„Kannst Du lesen?“

„Nein,“ antwortete Panchita verschämt. „Es scheint ein Geschenk für den Fremden, den Don Fernando, zu sein, der sie bisweilen besucht.“

„Es ist wohl möglich, aber — ich möchte es wohl genauer wissen. . . Thue mir den Gefallen und nimm die Stickerei einmal weg, wenn Deine Herrin fort ist. Du brauchst sie nur in den kleinen Schrank hinter dem Portrait zu legen. Willst Du?“

„Wenn ich weiß, warum.“

„Jetzt habe ich keine Zeit, Dir es zu sagen, liebe Panchita; aber ich habe eine gute Absicht dabei. . .“

Sie sprachen nun leiser, so daß Fernando nichts mehr hören konnte. Nach einer Viertelstunde ging Panchita in das Haus hinein und bald darauf trat Dona Mariana heraus, der Panchita mit einer Papierlaterne leuchtete. Ignacio schlich ihnen nach und Fernando blieb natürlich auch nicht zurück. Seltsamer Weise setzte sich Ignacio unter dem Balcon des Hauses nieder. Fernando war fest entschlossen, zu ermit-

keln, was geschehen sollte, und wartete ebenfalls. Es vergingen zwei Stunden, dann öffnete sich leise das Balconfenster und eine Frauengestalt blickte auf die Straße herunter. Es war Panchita.

„Nun?“ fragte Ignacio leise.

„Es ist geschehen,“ antwortete Panchita, die gleich darauf wieder verschwand.

Ignacio entfernte sich und Fernando kehrte in tödtlicher Angst in seine Wohnung zurück.

6.

Am andern Morgen früh eilte Fernando zu Dona Mariana und die Leser werden sich sein Entsetzen vorstellen können, wenn sie erfahren, daß er Soldaten an ihrer Thüre traf. Alle Ausgänge waren von Polizeidienern besetzt. Dona Mariana trat eben aus dem Saale und kam Fernando entgegen.

„Wieder eine Hausſuchung,“ sagte sie ruhig; „bleiben Sie.“

„Haben Sie die Ueberzeugung, daß man nichts findet?“ fragte Fernando leise.

„Sie finden nichts.“

Sie setzte sich auf eine Bank nieder und blickte in den Saal hinein . .

„Sie wissen noch nicht Alles,“ flüsterte Fernando ihr zu; „ich komme eigentlich, um Sie zu warnen.“

Er konnte nicht weiter sprechen, denn eben erschien Don Patricio de Lanuza mit Ignacio. „Es thut mir leid,“ sprach er, „daß ich Ihre angenehme Unterhaltung stören muß; aber es geschieht in Ihrem eigenen Interesse . . Folgen Sie mir in den Saal; ich habe ohne Zeugen da mit Ihnen zu sprechen.“

Sie traten in den Saal, an dessen Thüre mehrere Alguazils standen. Dona Mariana setzte sich schweigend nieder; Don Patricio blieb lange schweigend vor ihr stehen . . „Sie zittern, Dona Mariana,“ begann er endlich; „Sie ahnen, daß Ihr Verbrechen endlich entdeckt ist.“

„Mein Verbrechen?“ fragte sie erstaunt; „und welches Verbrechens beschuldiget man mich?“

„Ich beschuldige Sie nicht, ich will Sie im Gegentheil warnen und retten.“

„Sprechen Sie weiter.“

„Don Juan de Panacorva ist in Gibraltar; er conspirirt wiederum; er hat Mitschuldige.“

„Welche?“

„Vor allen Sie selbst, Dona Mariana; Sie dienen als Vermittlerin zwischen ihm und den Andern,

Sie kennen Alle und auch die Pläne . . Sie würden im Nothfalle die Farbe ihrer Fahne angeben können.“

„So lautet die Anklage. Und die Beweise?“ fragte Dona Mariana.

„Die Beweise? Wenn ich einen Schritt thue, ein Wort spreche . .“

„So thun Sie diesen Schritt und sprechen Sie das Wort.“

Don Patricio trat an das Portrait, öffnete eine Art Nische, deren Thüre das große Gemälde bildete, und sprach: „Da sind die Beweise.“

In dieser Nische befand sich ein Crucifix nebst einigen Heiligenbildern, aber vorn lag ein kleines Seidenzeugstück, auf das in goldenen Buchstaben das Wort „Freiheit“ eingestickt war. Bei dem Anblicke dieses Beweises ihrer Schuld erbleichte Dona Mariana . . Es dauerte lange, ehe sie sich wieder faßte. Als dies endlich geschehen war, sagte sie zu Don Patricio:

„Sie wollten mein Verderben und scheueten sich vor keinem Mittel . . Gegen einen solchen Feind würde ich mich vergebens zu vertheidigen suchen . . Ich unterwerfe mich also meinem Schicksale.“

„Nein, ich habe Ihr Verderben nicht beschlossen,“ antwortete Don Patricio; „Sie selbst werden Ihr Schicksal bestimmen, verstehen Sie mich, Dona Mariana?“

„Ich will Sie nicht verstehen,“ antwortete sie, indem sie in tiefster Verachtung ihr Gesicht abwendete.

Er trat näher an sie und sprach mit hohler zitternder Stimme, die allmählig leidenschaftlicher wurde und zuletzt verzweiflungsvoll klang: „Warum haben Sie mich zu diesem Aeußersten getrieben, Mariana? Warum haben Sie mich fast wahnsinnig vor Liebe und Eifersucht gemacht? Ihre Mißachtung gegen mich hat mein Herz gegen Sie endlich verhärtet. Sie sollen fühlen, was ich gefühlt habe; ich habe Sie verfolgt und beobachtet, um mich für mein Unglück an Ihnen zu rächen . . Mariana, ich liebe Sie zu heftig, als daß ich meinen Plan, Sie zu verderben, aufgeben könnte, wenn Sie meine Liebe zurückweisen. Ihre Rettung hängt allein von mir ab . . Die Männer hier wissen noch nicht, was in dieser Nische verborgen ist; sie wissen nichts . . Geben Sie mir ein Versprechen, reichen Sie mir die Hand als Zeichen der Einwilligung und der Beweis hier, der Sie verdammt, soll verschwinden . . Mariana, haben Sie Mitleiden mit Ihnen selbst und mit mir.“

Bei diesen Worten wollte er ihre Hand ergreifen, aber sie stieß ihn stolz und in fester Entschlossenheit zurück; während sie auf die Thüre deutete, sprach sie: „Entfernen Sie sich, Don Patricio, sonst rufe ich selbst Ihre Diener und Helfershelfer.“

„Mariana,“ entgegnete er, „so soll ich Sie Ihren Feinden übergeben? Wissen Sie, daß die letzten Verordnungen die Todesstrafe gegen Jeden aussprechen, der an einem Aufstande Theil nimmt? Sie wähen vielleicht, der Alcalde des Criminalgerichts werde es nicht wagen, eine Frau wegen eines politischen Verbrechens auf das Blutgerüst zu bringen. . . Vielleicht thut er es wirklich nicht, aber dann — beschließen Sie Ihr Leben in einem Kerker.“

„Ich habe mit ergebenem Herzen die größten Leiden ertragen,“ antwortete sie und sie schlug die Augen zum Himmel empor; „Don Patricio, ich mag nichts mehr von Ihnen hören und habe Ihnen nichts mehr zu sagen.“

Patricio stand einen Augenblick wie vernichtet da, dann rief er die Alguazils, stieß das Gemälde von der Wand und sprach: „Thut Euere Schuldigkeit.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Characterzüge aus dem Leben des Königs Friedrich Wilhelm III.) Herr L. von D., den sein Dienst unmittelbar in die Nähe Friedrich Wilhelms III. berief, hat uns ein Anzahl Anekdoten aus dem Leben des noch immer betrauersten Königs mitgetheilt, deren Wahrheit er verbürgt und die noch nie gedruckt worden sind, wie er versichert. Wir werden sie den Lesern allmählig vorlegen.

Bei seinem Aufenthalte zu Teplitz kaufte der König in den verschiedenen Läden stets Geschenke, die theils für seine Umgebung und sein Gefolge, theils für Berlin bestimmt waren. Bei einer solchen Promenade ereignete es sich, daß der Monarch in einer Wiener Handlung unter mehreren geschnittenen ungarischen Meerschäumköpfen, ohne weiter zu wählen, einen ergriff und ihn seinem Adjutanten, dem General v. B. . . , mit den Worten darreichte: „Da nehmen Sie ein Andenken.“ Der König wendete sich hierauf zu anderen Gegenständen, wurde aber durch das Geflüster seines Gefolges aufmerksam auf den General, der mit Aufmerksamkeit den Pfeifenkopf besah, und ihn endlich dem Könige mit der Bemerkung zurückgab: „Sire, Sie haben mir da ein seltsames Geschenk verehrt.“ Der König besah nun den Kopf näher und erblickte Napoleon darauf. Er gab den Kopf mit dem Bilde aber an den General zurück und brach unwillkürlich in die gewiß nur sehr mäßige Aeußerung aus: „Dieser Mann hat mir manchen Schweißtropfen erpreßt. Ich

übergebe meine Rache Ihnen, vergelten Sie ihm Gleiches mit Gleichem.“ —

Bei einem Herbstmanoeuver passirte der König noch spät mit seiner Suite die feindliche Vorpostenlinie. Eine Ulanen-Bedette rief ihn daher, nach der Vorschrift, mit: „Halt! Wer da!“ an. Ein Adjutant sprengte sogleich mit dem Ausrufe vor: „Seine Majestät der König mit der Suite!“ worauf der unerschrockene Ulane die Weisung: „Ein Mann vor! Die Andern kehrt!“ in: „Ein Suitier vor! Die Andern kehrt!“ verwandelte und laut ausrief. Der König sagte, hiermit zufrieden: „Nun, da muß einer von den jungen Herren so gut sein und vorrücken!“ —

Als der Oberst v. K., ein sehr bekannter Schuldenmacher, sich dem Könige vorstellen ließ, und dieser mit den Worten ihn begrüßte: „Nun, mein lieber Oberst, welchem Zufalle haben wir es denn zu danken, Sie hier in Berlin zu sehen?“ antwortete derselbe etwas verlegen, weil er eben gesonnen war, des Königs Hilfe in Anspruch zu nehmen: „er sei Willens, sich mit seinen Gläubigern zu sehen.“ Da versetzte der König sehr heiter: „Mein lieber Oberst, da hat Berlin nicht Stühle genug, erlauben Sie mir daher, Ihnen einige zu Ihrem Geschäfte anbieten zu dürfen.“ Der Oberst, sonst ein sehr braver Offizier, der sich in den Feldzügen 1813—14—15 stets ruhmvoll ausgezeichnet hatte, erhielt auch Tages darauf, zwar keine Stühle, aber einige Rollen Doppel-Friedrichsd'or, die ihm bei seinem Arrangement trefflich zu Statte kamen. —

Der König hörte eines Tages, daß eine arme, aber sonst sehr rechtschaffene Frau schon seit Jahren in dem Bureau der Hauptcollection der Landeslotterie die Comptoiristen befrage, ob ihr Loos gewonnen habe, obgleich man recht gut wußte, daß sie noch nie eins gespielt habe. Der König glaubte in diesem Benehmen der Frau die Ahnung eines Gewinnes zu erblicken und befahl, daß man der Frau ein Viertelloos, welches sie zu ziehen habe, auf seine Rechnung verabsolgen lassen solle. Man denke sich das Erstaunen aller Welt, als bei der fünften Ziehung jenes Loos mit einem 100,000 Thaler-Gewinn herauskam. Der König ließ der Frau natürlich den Antheil sofort auszahlen.

(Die Schmetterlinge.) Der jetzige französische Seeminister, der Admiral Mackau, war früher Kammerherr des Königs Karl X. und galt für den geschmeidigsten Hofmann, der sich besonders durch die sinnreichen Einfälle auszeichnete, durch welche er sich die Gunst der königlichen Familie mehr und mehr zu gewinnen wußte. Der Herr Seeminister gleicht auch heute keineswegs jenen rauhen Seemännern, die wie Matrosen fluchen und bei dem kleinsten Wörtchen in Hitze gerathen; sein liebenswürdiges, feines und anmuthiges Wesen verräth vielmehr einen Mann, der für den Hof und den Umgang mit Damen geboren ist. Er hätte unter der vorigen Dynastie Frankreichs gewiß sich hoch empor geschwungen; die neue Regierung hat ihn aber auch zum Minister gemacht. Vor ungefähr fünfzehn Jahren war der jetzige Admiral Mackau noch Schiffscapi-

tain, aber er besaß einen guten Theil Ehrgeiz. Wie im Frieden höher steigen? Dieser Gedanke beschäftigte und beunruhigte ihn sehr. Mit einem Male verschwand er und Niemand wußte, wo er war, denn er hatte sein Geheimniß Niemandem anvertraut; er blieb mehrere Monate abwesend, endlich aber kam er triumphirend zurück und brachte eine Sammlung seltener und kostbarer Schmetterlinge mit sich. Die Gemahlin des Dauphins liebte solche Schmetterlinge ungemein und Madam bot ihr dieselben mit so anmuthiger und rührender Hingebung an, daß sie fast ohne Dank angenommen wurden. Die Schmetterlinge folgten der Dauphine auch in die Verbannung, denn sie liebte sie und sie erinnerten sie an die Treue eines ergebenen Dieners ihrer Familie. Die ersten Günstbezeugungen, welche Madam von der neuen Regierung annahm, setzten die erlauchte Verbannte in Erstaunen; der ehemalige Kammerherr, der Hofmann mit den Schmetterlingen wurde Pair von Frankreich und Vice-Admiral; er übernahm diplomatische Sendungen und gelangte endlich sogar in das Marine-Ministerium. Da konnte man denn in Görz nicht länger zweifelhaft sein und Herr von Madam war seit kaum vierzehn Tagen Minister, als er eines Tages eine versiegelte und festumschnürte kleine Kiste erhielt; er ließ sie öffnen und erblickte darin — seine Sammlung seltener und kostbarer Schmetterlinge, die man ihm zurücksandte. Welche Mahnung an Untreue und Unbeständigkeit!

(Eine verwandelte Ruine.) Ein russischer Herr, der Graf von M., ein großer Liebhaber des Mittelalters, bemerkte auf seiner Reise in Süddeutschland eine versallene Burg, die seinen Enthusiasmus in hohem Grade erregte, denn sie zeigte ihm das vierzehnte Jahrhundert in der ganzen Majestät der Trümmer. Die Zeit schien bei ihrem Werke der Zerstörung mit einer gewissen künstlerischen Anmuth zu Werke gegangen zu sein. Man konnte aus den Ueberresten noch erkennen, was das Gebäude früher gewesen sein mochte; die Lage war überdies eine äußerst reizende und der Graf rief deshalb schnell entschlossen aus: „Diese Burg muß ich haben; sie soll sich aus ihren Trümmern erheben und wieder aufstehen, wie sie war.“ Dieser Wunsch des reichen Russen ließ sich leicht erfüllen. Die Ruine gehörte einem gar nicht wohlhabenden Manne, der sich um das Mittelalter sehr wenig kümmerte und einen vortrefflichen Handel geschlossen zu haben glaubte, als er die alten Mauern und den unfruchtbaren Boden um dieselben her für einige Tausend Gulden verkaufte. Sobald nun der russische Graf im Besitz der Burg war, wendete er sich an einen erfahrenen und berühmten Baumeister und sagte zu ihm: „Bauen Sie mir diese Burg wieder und geben Sie ihr den früheren Glanz wieder. Ich verlasse mich ganz auf Sie und gebe Ihnen unbeschränkte Vollmacht. Verlieren Sie keine Zeit und stellen Sie so viele Arbeiter als möglich an, damit ich im nächsten Frühjahr, wenn ich wieder komme, da wohnen kann.“ Der Baumeister versprach alles und der Graf reisete nach Petersburg zurück. Das war im vorigen Jahre. Im Mai des

jetzigen erhielt der Graf einen Brief von seinem Baumeister, der ihm anzeigte, daß das Schloß vollendet sei, und ihm die Rechnung einsandte. Der Graf handelte nicht, schickte einen Wechsel auf seinen Bankier in Frankfurt ein, nahm dann selbst Urlaub und begann seine Reise. Unterwegs hielt er sich in den angesehensten Städten Deutschlands auf und kaufte da überall und zu jedem Preise altoäterische Möbel, die seine Burg aus dem vierzehnten Jahrhunderte schmücken sollten. In Baden, wo sich mehrere seiner Landsleute und Freunde befanden, erschien er endlich vor einigen Wochen und er lud da alle Freunde ein, ihn auf seine Burg zu begleiten. Endlich nähete man sich der ersehnten Stelle, aber welche Ueberraschung! Die Gräben waren ausgefüllt und die Zugbrücke durch eine mit Sand bestreute Allee ersetzt, die zu einem schönen eiserne Sitterthor führte. An dem Hauptthore prangte, statt des feudalen Wappens, eine griechische Inschrift, die den Frieden feiert. Im Hofe standen Orangenbäume und schöne Gandelaber; eine doppelte Galerie, von korinthischen Säulen getragen, zog sich an der Façade des Gebäudes hin und trug eine schöne Terrasse, die mit antiken Vasen und mythologischen Statuen geschmückt war. Das Innere war in demselben Geschmack eingerichtet, überall herrschte die griechische Kunst in ihrer ganzen Reinheit. Man denke sich das Staunen des Grafen; es war ein Schlag, den der Liebhaber des Mittelalters nicht ertragen konnte, denn statt einer Feudalburg besaß er einen griechischen Palast. Und für diesen Palast hatte er alle altoäterischen Möbel gekauft! Der Russe zerdrückte eine Thräne der Behmuth in den Augen und wendete dem Palaste sofort den Rücken. Bald darauf wurde er in den Zeitungen zum Kaufe ausboten und wie wir hören, hat ihn ein reicher Fabrikant sehr wohlfeil an sich gebracht.

Generalcorrespondenz.

Da in Deutschland die Vorliebe für das Turnen glücklicher Weise jetzt mehr und mehr sich verbreitet, so wird es gewiß für viele Leser von Interesse sein, daß ein Herr Elias in Paris ein neues System der Gymnastik oder des Turnens für die Schulen erfunden hat, das von der Stadt Paris und von der Universität dort angenommen werden wird. Dieses System besteht in einer Reihe fortschreitender Bewegungen, welche die harmonische Entwicklung des menschlichen Körpers begünstigen. Es soll sich vorzugeweise durch die Einfachheit seiner Mittel auszeichnen, indem es an die Stelle complicirter Apparate, die doch immer kostspielig sind, ein einfaches Dreieck setzt, das etwa 7 Thlr. kostet und eine überraschend große Mannichsartigkeit von Uebungen möglich macht. Das System ist bereits von allen Behörden geprüft und sehr günstig beurtheilt worden.

Auf die Gefahr hin, den Leserinnen den Appetit zu verderben, theilen wir ihnen eine Beschreibung des Baues und der Behandlung der Korinthen (kleinen Rosinen) in Griechenland mit. — Die Korinthen schmecken frisch vortrefflich und werden

regelmäßig zum Frühstück genossen. Sie wachsen genau wie Weintrauben in Bündeln, aber die Beeren stehen so nahe aneinander, daß sie zusammen eine dichte Masse bilden und ungefähr aussehen wie ein Tannzapfen. Auch unterscheiden sie sich von den gewöhnlichen Trauben dadurch, daß sie keinen Kern haben oder vielmehr, daß in jeder Traube nur eine Beere einen Kern hat, die deshalb die männliche Beere heißt. Sie ist immer viel größer als die andern. Man baut sie auf großen Feldern vorzugsweise auf Zante, Cephalonia und Ithaka, und sorgt dafür, daß sie häufig bewässert werden können. Die Ernte beginnt im August. Merkwürdiger Weise ist die Frucht am gesündesten, wenn sie drei Viertel reif ist, während sie bei völliger Reife ungesund wird. Sind die Trauben völlig reif und also beinahe schwarz, so werden sie auf den Trockenplatz getragen, der ganz glatt und gewöhnlich mit — Kuhmist bestreut ist. Hier bleiben sie den Sonnenstrahlen ausgesetzt und werden, bis sie völlig dürr sind, häufig umgewendet. Dann sondert man sie von den Stengeln und bringt sie in die Magazine, die einen — fast unerträglichen Gestank verbreiten. Vor der Ausfuhr werden die Korinthen in Fässer gepackt und in denselben von den schmutzigsten Griechen mit bloßen Füßen festgetreten. . . Der größten Gefahr sind sie ausgesetzt, während sie auf dem Dörrplatz auf dem Felde liegen, denn wenn ein Regen in dieser Zeit eintritt, sind sie verloren. — Wein bereitet man von diesen Trauben für gewöhnlich nicht, auch ist er nicht zu trinken, denn er schmeckt widerwärtig süß. —

Abgenutzte Seide war bisher zu gar nichts zu gebrauchen, während leinene Lumpen Papier liefern, wollene Ueberreste ebenfalls noch benutzt werden können. Der Prof. Delzenne hat nun aber die merkwürdige Erfindung gemacht, auch die alten Seidenzeuge zu benutzen und zwar so, daß neue daraus vorgefertigt werden können. Wie z. B. der Kautschuk aufgelöst und dann wieder gesponnen wird, so löset Delzenne alte Seidenzeuge auf und spinnet die dicke Masse in dünne Fäden; aus denen dann wieder neue Stoffe gewebt werden. Bei ungefärbter Seide ist das Verfahren ganz leicht, bei gefärbter, namentlich schwarzer, hat es jetzt noch einige Schwierigkeiten, doch hofft man auch diese zu überwinden und die Vortheile dieser Erfindung brauchen wir nicht erst hervorzuheben. —

Die Franzosen haben ein leichtes Mittel gefunden, ihre Frauen los zu werden, wenn sie derselben überdrüssig sind, obgleich bei ihnen die Scheidung nicht erlaubt ist. Sie lassen sich nämlich in der Schweiz naturalisiren und da in der Schweiz die Scheidung gesetzlich besteht, so lassen sie sich als Schweizer scheiden, kehren ledig nach Frankreich zurück und nehmen sich eine andere Frau. Die Frauen, die sich ohne Einwilligung des Mannes in einem andern Lande nicht naturalisiren lassen können, sind über diesen neuen Vorzug des stärkeren Geschlechtes in hohem Grade erbittert und man fängt an, für Hindernisse zu sorgen. Ein Mann hatte sich auf die angege-

eine Weise scheiden lassen und heirathete eine Andere. Die Erste klagte ihn der Bigamie an, der Prozeß schwebte aber lange und unterdeß starb die zweite Frau. Der Mann nahm eine dritte und starb dann selbst. Nun sind Kinder von allen drei Frauen da; die ersten wollen das ganze Vermögen haben, die letztern dagegen verlangen die Theilung. Die Folge davon ist ein Prozeß (in Lyon), bei welchem der berühmte Berryer die Kinder der ersten Frau vertheidigen wird. Bei diesem Prozesse muß denn entschieden werden, ob, wenn ein Mann sich in einem andern Lande naturalisiren läßt, seine Frau dadurch ebenfalls naturalisirt wird und ihre Nationalität verliert. Ist dies der Fall, so fürchtet man, die Franzosen werden sich in Masse in der Schweiz naturalisiren lassen. —

Eine englische Zeitung macht von dem neuen schwarzen General von Häiti, Guerrier, Herzog von Christoph, eine seltsame Beschreibung. Er soll ein armer Pflanzler sein, trägt eine Jacke und Beinkleider von schlechter grauer Leinwand, einen alten Strohhut, weder Schuhe noch Strümpfe, aber Sporen an den bloßen Füßen, und fährt, wenn er zu Pferde sitzt, eine ungeheure Büchse bei sich, die zwei Pfund schwere Kugeln schießt. Ueberdies hat er den Gürtel voll Pistolen; man hat schon sechs an ihm gezählt. Die unter ihm dienenden anderen Offiziere erscheinen fast alle in derselben Kleidung, da sie die gewöhnliche militairische Uniform tief verachten. —

Bald wird man auf den Eisenbahnen nicht mehr mit Dampfswagen, sondern mit Luftwagen fahren und die Reise auf den Eisenbahnen wird dann nicht bloß minder gefährlich, sondern auch noch viel wohlfeiler werden. Man hat es zwar bisher immer bezweifelt, daß es möglich sei, durch comprimirt Luft einen Wagen zu treiben; auf der Bahn von Paris nach Versailles wurde aber vor Kurzem ein Versuch mit einer dergleichen Locomotive von Andrau gemacht und er gelang vollkommen. Die Maschine lief mit großer Schnelligkeit und Regelmäßigkeit auf der Bahn hin. —

Durch alle englischen und französischen Zeitungen wandert die Anzeige von dem Tode Carl Blums in Berlin, von dem sie erzählen, er habe die unglaubliche Masse von fünfhundert neunundachtzig Bühnenstücken verfaßt, unter denen freilich viele Uebersetzungen wären. Aber dies ist noch nicht Alles, heißt es weiter; Blum war auch Componist, und seine Compositionen belaufen sich auf hundertundzweiundsechszig, worunter mehrere komische Opern sind. Er lieferte aber auch viele Decorationen für die Berliner Theater, war von 1821 bis 1831 erster Komiker an dem „Nationaltheater“ daselbst, blieb bis zu seinem Ende der Oberregisseur etc. Kurz, Blum wird als eine der seltsamsten Curiositäten und größten Genies Deutschlands geschildert.